WerkstattGeschichte 26, Ergebnisse Verlag, Hamburg 2000, S. 96-99

Wohin mit dem Text?

Zur Ausstellung »Juden in Berlin, 1938 – 1945«

Juden in Berlin, 1938-1945. Eine Ausstellung der Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", 8. Mai bis 29. Oktober 2000; zur Ausstellung ist ein gleichnamiges Begleitbuch erschienen, herausgegeben von Beate Meyer und Hermann Simon, Berlin (Philo Verlag) 2000, 356 Seiten, zahlreiche Abb., 34,- DM

Wie man komplexe historische Inhalte einem breiten Publikum vermittelt, scheint im Moment vor allem die Sorge derjenigen Museen zu sein, die sich mit der deutsch-jüdischen Vergangenheit befassen. Beachtliche Etats, politische Auseinandersetzungen auf höchster Ebene und große öffentliche Aufmerksamkeit rücken Ausstellungskonzepte ins Rampenlicht, die ansonsten weitgehend innerhalb einer Expertenwelt verhandelt werden. Daß man solche Überlegungen in der Tagespresse diskutiert, birgt die Chance, sich grundsätzlich über gestalterische Möglichkeiten der Vermittlung von Geschichte und deren Grenzen zu verständigen, zumal stattliche finanzielle Ausstattungen aufwendige Inszenierungen geradewegs zu erzwingen scheinen, und die neue Technik den Anschein erweckt, als könne sie das Dilemma von Belehrung und Belustigung ein für alle mal auf spielerische Weise auflösen. Doch die Gräben sind tief: Während die eine Seite ankündigt, der Geschichte mit multimedialen Tricks auf die Beine zu helfen und historische Kunststückchen für das nicht-akademische Publikum feilzubieten, verteufelt die andere dieses Ansinnen als Disneyland-Ästhetik und beschwört die alte Aura des authentischen Gegenstands.

Nicht von ungefähr ist die Ausstellung »Juden in Berlin, 1938-1945«, die bis Ende Oktober in Berlin zu sehen war, daher viel besprochen worden. Denn zunächst fun-

gierte sie trotz allen Wortgetöses als zentrale Präsentation der Hauptstadt: Das Jüdische Museum in der Lindenstrasse steht immer noch leer und ist bis zur Eröffnung im September 2001 geschlossen, die Topographie des Terrors dämmert in einem traurigen Dornröschenschlaf neben der sündhaft teuren, postmodernen Schickeria-Schau »Sieben Hügel« im Martin-Gropius-Bau vor sich hin, und von der unter den Erdboden verfrachteten Infothek zum Mahnmal am Potsdamer Platz fehlt bislang noch jede Spur. Die innovativen Projekte auf Stadtbezirksebene, wie etwa die Open-Air Ausstellung »Exil II« auf dem Bayerischen Platz in Schöneberg, finden, da sie jenseits des IT-Zeitalters operieren, ohne eine vergleichbare öffentliche Aufmerksamkeit statt. (Zum ersten Teil dieses seit Jahren erfolgreich wachsenden Nachbarschaftsprojekts, der Hör-Ausstellung »Orte des Erinnerns«, s. WerkstattGeschichte Nr. 12).

Natürlich hatte die Ausstellung in der Neuen Synagoge weit mehr zu bieten, als das „void" einer zentralen Präsentation zu füllen. Die Ausstellungsmacher bezogen vielmehr dezidiert Stellung im Streit darum, wieviel Schrift und wieviel Technik man dem Publikum zumuten soll, und inwieweit man dem schlicht präsentierten historischen Original noch zutrauen kann, Emphase hervorzurufen, Bedeutungen zu vermitteln und Zusammenhänge zu erklären.

Der behutsam rekonstruierte Torso der einstmals größten Synagoge Berlins bot einen prächtigen und bedeutungsmächtigen Rahmen für die Ausstellung, als authentischer Ort schlechthin: Die Synagoge diente als Sitz der Berliner Jüdischen Gemeinde bis zu ihrer zwangsweisen Auflösung am 29. Januar 1943. Sie beherbergte zudem das 1905 gegründete Gesamtarchiv der Juden in Deutschland, welches die NS »Reichsstelle für Sippenforschung« Ende 1938 beschlagnahmte und für die Vernichtungspolitik mißbrauchte – wobei sie die Räume des Archivs zugleich selbst bezog. Sowohl der Glanz alter Zeiten als auch Verwüstung, Zerstörung und Zerfall sind über-all präsent und Thema einer Dauerausstellung im Erdgeschoß des Hauses.

Auch in der Ausstellung »Juden in Berlin« im ersten Stock der Neuen Synagoge kam die Wirkungsmacht des Ortes überlegt und überzeugend zur Geltung. Der imposante ehemalige Repräsentantensaal der Gemeinde, ein wunderbarer achteckiger Kuppelraum, war der gewaltsamen Auflösung der jüdischen Institutionen und der Würdigung ihrer ProtagonistInnen gewidmet. Gegenüber, im erhaltenen Stumpf des Hauptschiffes, ging es um die Erfahrungen der verfolgten Berliner Gemeindemitglieder.

Installationen, über die sich Zusammenhänge visuell erschließen, waren sehr sparsam eingesetzt. Sie dienten dazu, Raum und Zeit zu strukturieren: ein Großfoto der brennenden Synagoge während des Novemberpogroms 1938 direkt am Eingang zum Hauptschiff; in der Mitte des Raums ein zum Eingang hin offener, großer und an den Seitenwänden verspiegelter Quader, der die tausendfache Entrechtung und Einschränkung der Juden in Deutschland eindrucksvoll und schlicht in Szene setzte; als Reminiszenz an die Deportierten eine hohe Glassäule, in der Schriftstücke, Urkunden, Sparkonten und Familienbilder, die die Menschen bei der Jüdischen Gemeinde in Gewahrsam gegeben hatten, verwaist umherlagen; schließlich ein über die ganze Höhe der breiten rückwärtigen Glasfront des Raums gespanntes schwarzes Vlies, auf dem sich die Namen aller verfolgten Berliner Jüdinnen und Juden befanden, soweit sie heute ausfindig zu machen sind. Überlebende hat man etwas heller abgesetzt. Unter den Tausenden von Namen Ermordeter schimmerten sie hervor wie ein brüchiges Netz. Rechts und links neben dem Vlies gab die Glasfront den Blick frei auf die nur noch im Grundriß erkennbaren ursprünglichen Ausmaße der Synagoge.

Eingebettet in diese Struktur wurden ausschließlich originale Exponate präsentiert, die von Verfolgung, Rettung und Ver-

nichtung der Berliner Juden zeugen: Fotos, Briefe, kleine Gegenstände aus persönlichem Besitz, biographische Ensembles, streng und sparsam ausgewählt und 15 Stationen systematisch zugeordnet. So ließen sich die unterschiedlichen Erfahrungen, Handlungsstrategien und Schicksale der Verfolgten anhand einzelner Lebensgeschichten exemplarisch entlang der wichtigsten Schlagworte studieren. Es ging um das »Jahr 1938«, den entscheidenden Einschnitt nationalsozialistischer Verfolgung, um »Arisierungen«, die »Verordnungen gegen die Juden«, um »Zionisten«, »Zwangsarbeit« und die »Fabrik-Aktion«. Videos mit Interviews von Überlebenden (meist die Besitzer und Besitzerinnen der gezeigten Exponate) und kurzen Dokumentarberichten ergänzten die Stationen »Emigration«, »Der gelbe Stern«, »Versteckt überleben«, »Deportationen« und »Greifer« (letztere etwas reißerisch aufgemacht und von undifferenzierter Faszination über das »blonde Gift«, der Under-cover-Denunziantin der Gestapo, Stella Kübler, getragen.)

Der eigentliche Clou dieser Präsentation jedoch war: Es gab kaum einen Text zu lesen. Die Exponate, so sah die Konzeption es vor, sollten »im wahrsten Sinne des Wortes Geschichten erzählen: Geschichten von exemplarischen und außergewöhnlichen Ereignissen, von wiederkehrenden und einmaligen Erlebnissen.« Zu diesem Zweck war die Ausstellung strikt »audio-visuell« angelegt: Keine Texte an der Wand, sondern ein Knopf im Ohr und ein Gerät in der Hand, mit dem man die 15 Hör- bzw. Videostationen selbst ansteuern konnte. Uneingeschränktes Vertrauen hat man in die pure Aura des Gegenstandes vernünftigerweise also nicht gehabt, und man übertrug der Technik die Aufgabe, das Publikum von der Last des Lesens zu befreien und der Lust des Zuhörens zuzuführen. Anstatt die Exponate für sich selbst sprechen zu lassen – das in viele Scherben zerbrochene Puppengesicht etwa, ein sorgsam gehütetes letztes Geschenk von der ermordeten Großmutter oder die auch im Design arisierte Zigarettenschachtel der Firma Garbáty – wurden deren Geschichten erzählt. Eine mutige Idee, die jedoch von der Anstrengung, die das Lesen mit sich bringt, nur zum Teil befreit und neue Tücken in sich birgt.

Trotz des beträchtlichen tontechnischen Aufwands blieb die Präsentation überraschend textbezogen. Die Schrift war zwar von den Wänden verschwunden, aber der Text damit nicht obsolet geworden, im Gegenteil. Was man nicht lesen mußte, bekam man nun zu hören. Eine Montage aus edierten Erzählstücken, Interviewauszügen mit ZeitzeugInnen, Zitaten aus Erlassen und Verordnungen ließ keinen Raum für einen selbstbestimmten Umgang mit dem Hörmaterial: Überfliegen ging nicht. Vor dem Erzählteppich traten die Gegenstände, die Geschichten erzählen sollten und dazu (jedenfalls meine) ungeteilte Aufmerksamkeit erfordert hätten, zur Illustration zurück. Ab und an den Hörtext auszustellen war auch nicht recht möglich, denn man war auf ihn angewiesen: Gedruckte Texte, die genügend erklärt hätten, waren ja kaum zu finden. Und auch für das Ohr erforderten die Texte ein gehöriges Maß an Konzentration. 90 Minuten Hörmontage, zu der es vergleichsweise wenig zu sehen gab, machten sich denn auch in den Beinen bemerkbar, ohne daß man dies bei der Gestaltung ausreichend berücksichtigt hätte. Bänke standen nur vor den TV-Stationen, und so saßen die Menschen auf jedem Vorsprung, kauerten auf den Treppen und hockten auf dem Boden. Gebannt vertiefen konnte man sich auf diese Weise schwer, und wegen der Kopfhörer war es auch nicht recht möglich, seine Eindrücke mit anderen zu teilen.

Einige unschlagbare Vorteile hat dieses Konzept des Audio-Textes natürlich: Spielend ließe sich die Ausstellung in allen Sprachen der Welt erzählen. Dem Ort der Präsentation wie auch dem internationalen Zuspruch, den sie fand, war dieses Konzept daher im Prinzip sehr wohl angemessen und hätte viel ausgiebiger genutzt werden kön-

nen. (Noch gab es die Hörbänder nur in deutsch und englisch.)

Und auch Brisantes ließ sich dezent abfedern. Wer zum Schluß bereits leicht erschöpft den Repräsentantensaal betrat, konnte an den wenigen Exponaten allein nicht erkennen, daß das Centrum Judaicum sich hier auf schwieriges Terrain gewagt hatte. Die schriftlose Präsentation des Endes der jüdischen Institutionen und die stille Würdigung der 21 Männer und Frauen, die in leitender Funktion bei der Jüdischen Gemeinde tätig gewesen waren oder in der 1938 auf Druck der Nazis geschaffenen Reichsvereinigung der Juden in Deutschland Ämter innehatten – dem Reichssicherheitshauptamt direkt nachgeordnet – vermied die Frage, inwieweit die Mitglieder sich unfreiwillig zu Handlangern der Vernichtung gemacht haben. Selbst die schillernde Figur des Dr. Lustig, der ab 1943 der Rest-Reichsvereinigung im Jüdischen Krankenhaus vorstand, gewann jenseits der namentlichen Erwähnung keine Konturen. Das Hörband benannte die Gratwanderung zwischen Verantwortung für die Gemeinde und unfreiwilliger Verstrickung in die Vernichtungspolitik der Nazis deutlicher. Genau konnte man die Geschichte der gewaltsamen Auflösung der Berliner Jüdischen Gemeinde dann im Katalog nachlesen: Der Beitrag von Beate Meyer liefert ein äußerst spannendes, sorgfältiges und differenziertes Bild auch der Reichsvereinigung und ist, wie die meisten Aufsätze des Begleitbandes, sehr zur Nachlektüre zu empfehlen. Ganz ohne Texte – schwarz auf weiß – geht es eben doch nicht.

CHRISTINE VON OERTZEN (BERLIN)